Wolfgang Haubrichs

Einleitung

... *ego in Dei nomine qui supra Hrotharit rex, filius Nanding ex genere Harodos. Nanding filius Noctzoni, Notzo filius Alamund, Alamund filius Alaman, Alaman filius Hiltzoni, Hiltzo filius Uuehiloni, Uuehilo filius Uuehoni, Uueho filius Frochoni, Frocho filius Fac(c)choni, Fa(c)cho filius Mammoni, Mammo filius Ust-bora.* (Edictus Rothari)

Als der langobardische König Rothari aus dem Geschlecht der *Gausen*, was (in langobardischer Sprachform) so viel wie *Gauten*, *Goten* bedeutete, im Jahre 643 seinen ›Edictus‹, das erste Gesetzbuch seines Volkes, herausgab, stellte er ihm nicht nur die Folge der 17 Könige, die bis zu ihm über die *gens Langobardorum* geherrscht hatten, und die Namen ihrer Geschlechter voraus, sondern auch die Namen seiner Vorfahren, die sich über elf Generationen bis auf einen mythischen Spitzenahn mit dem in ostgermanischer (gautischer?) Sprachform gehaltenen, sprechenden Namen *Ust-bora* (»Träger der Spitze, des Anfangs«) zurückführen ließen (Haubrichs 2005, S. 94 ff.). Seine Stellung als König und Setzer des Rechts war ihm nicht denkbar ohne die Formulierung seiner Stellung in der Abfolge der Könige des Volkes und der Glieder der eigenen *genealogia*. Als der große Gotenkönig Theoderich (493–526) aus der Sippe der *Amaler* sein italisches Reich begründete, ließ er sich in Verwendung älterer Traditionen eine Ahnenreihe von 17 Gliedern schmieden, die ihn über große Helden und Könige des Gotenvolkes wie z. B. Ermanerich bis auf *Amal* und *Gaut*, die mythischen, halb göttlichen *primi* des Geschlechts und des Gotenvolkes zurückführten. Die Zahl der 17 Könige hatten sie Livius, dem römischen Geschichtsschreiber, und seiner Angabe über die Anzahl der frühen Könige ab Aeneas entnommen (Wolfram 1994). Rothari und Theoderich fügten sich also in ihrem genealogischen Diskurs bewusst in eine römische Tradition ein. Zugleich folgten sie aber auch einem biblischen Modell, nach dem sich die Stammväter Israels in ununterbrochener Folge über Noah auf den ersten Menschen *ADAM*, dessen Name »Mensch« war und »Mensch« bedeutete, zurückführten. Als Ende des 12. Jahrhunderts die ›Imago Mundi‹ des Codex Cambridge Christ College 66 die Genealogie angelsächsischer Könige der Vorzeit, die sich auf den Kriegergott *Wodan* zurückführten, einem bis auf Adam zurückgehenden genealogischen Schema integrierte, konnten sich die biblischen Urväter in trauter Eintracht mit einem ehemals heidnischen Gott wiederfinden (Klapisch-Zuber 2004, S. 22 f.). Das genealogische Bewusstsein amalgierte die unterschiedlichsten Traditionen.

Schon dem Evangelisten Matthäus war es wichtig gewesen, und zahlreichen Erzählern der biblischen Geschichte und Entwerfern von Bildprogrammen in

Kirchen und Handschriften mit ihm, die leibliche Vorfahrenschaft Jesu und Mariae auf die »Wurzel Jesse« zurückzuführen und damit in die biblische Genealogie der Könige und Stammväter Israels einzufügen. *Thie fórdoron bi bárne warun chúninga* alle (»Alle ihre Vorfahren waren Könige von Generation zu Generation«, schrieb Otfrid von Weißenburg in seiner fränkisch-althochdeutschen Evangeliendichtung, dem »Liber Evangeliorum«, im 9. Jahrhundert. Eine in Mittelalter und Neuzeit weit verbreitete Legende gestaltete sogar den um Jesus und Maria versammelten Kreis von Aposteln, Jüngern, Schülern genealogisch um. Nach dieser Legende war Anna, die Mutter von Maria, dreimal verheiratet, und aus diesen drei Ehen entstammte ein Großteil der heiligen biblischen Personen. Eine prachtvolle Bildtafel in der Liebfrauenkirche von Oberwesel, die vor kurzem in einem neuen Band der von der Mainzer Akademie herausgegebenen »Deutschen Inschriften« (Rhein-Hunsrück-Kreis I) beschrieben wurde, hat diese »heilige Sippe« in einer Weise dargestellt (s. Abb. 1), in der eindeutig die Frauen, die neben der zentralen Anna die *genealogia* konstituieren, neben Maria also Maria Salome und Maria Clephe, die Szene dominieren, während die Jünger, von denen man annahm, dass sie in die »heilige Sippe« hineingehörten, Johannes Evangelista, Jacobus Maior, Josephus Justus, Jacobus Minor, Simon und Judas, wie Jesus als Kinder repräsentiert werden.

Genealogisches Denken ist im Mittelalter omnipräsent, jedoch gibt es durchaus konzeptionelle Unterschiede nach Zeiten und Räumen. In einem grundlegenden geschichtswissenschaftlichen Beitrag über »Herkunft und Abstammung im Frühmittelalter« geht Alheydis PLASSMANN (Bonn) den Emanationen genealogischen Denkens in den frühen »germanischen« Reichen auf dem Boden des ehemaligen weströmischen Imperium nach. Sie stellt fest, dass die Origo-Erzählungen der frühen Völker mit den Schicksalen und der Herkunft der Herrscherfamilien aufs engste verknüpft sind, und diese Verknüpfung die Funktion besaß, die Integration der ihrer Zusammensetzung nach komplexen *gentes* durch den Herrscher zu gewährleisten. So wurden die Erzählungen von der Herkunft und Abstammung der Völker und der Könige untrennbar: sie stabilisierten gemeinsam die emotionale Identität zwischen Herrscher und Volk und legitimierten zugleich die zur Herrschaft »berufenen« Familien.

Entgegen der gängigen Rede von der dominanten Rolle männlicher Erbfolge im Hohen und Späten Mittelalter profiliert die Historikerin Laura BRANDER (Bamberg) die Rolle der fürstlichen Tochter für das genealogische Bewusstsein eines Geschlechts: »Seine Mutter nämlich wusste, dass sie von der Tochter einen Erben hatte. Weibliche Erbfolge bei den Welfen und im Königshaus von Aragon im 11. und 12. Jahrhundert«. Verheiratete Prinzessinnen gehörten zwei Familien an, der »Ursprungs-« und der »Zielfamilie«. Es war also wichtig, wie sie selbst ihre Identität bestimmten und wie sie diese Identität innerhalb der Familienverbände durchzusetzen vermochten. An zwei ausgewählten Fallstudien demonstriert die Verfasserin gerade an der Namengebung der Nachkommen, wie das genealogische Bewusstsein eines Geschlechts matrilinear gezeichnet werden kann.

Mit der Studie »Mazadans Erben – Zum Zusammenhang von Minne und Genealogie in Wolframs von Eschenbach *Parzival* von Sandra LINDEN (Tübingen) treten wir in das Land der fiktionalen Literatur ein, deren Bedeutung für die Rekonstruktion von Mentalität und Bewusstsein in den letzten Jahren stärker in den Blickpunkt rückten. Es ist bekannt, dass Wolframs Artus- und Gralsroman in seiner Struktur von zwei großen Verwandtschaftssystemen bestimmt ist, der nahezu alle Personen der Handlung angehören. Die Autorin zeigt nun, wie in diesem großen Roman des Hohen Mittelalters Minne die strengen Partnerwahlregeln selbst einer festgefügteten Gesellschaft wie der Gralsgemeinschaft außer Kraft setzt, ja diese sich nur durch die matrilineare Nachfolge des Sohnes der aus dem Gralsgeschlecht stammenden Herzeloyde, Parzival, zu erhalten vermag, der zugleich väterlicherseits die Minnedynamik des feenentsprungenen Mazadan-Geschlechts mit in das erneut sich vitalisierende utopische Gralskönigtum einbringt. Vielleicht ließen sich die Studien von Brander und Linden gut mit ähnlichen Ergebnissen zur Bedeutung der Matrilinearität in den Adelsfamilien des Frühen und Hohen Mittelalters von Régine Le Jan vergleichen.

Wenig bekannt ist, dass im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit auch die Wissenschaft sich im genealogischen Diskurs der Legitimität und der Modernität ihres aktuellen und reformatorischen Tuns versicherte, so etwa mit Hilfe eines Katalogs 400 prominenter Mediziner und Astronomen der Vorzeit der Züricher Intellektuelle, Stadtchirurg und Dramatiker Jakob Ruf (1505–1558): Zwerge sind sie, die *moderni*, »auf den Schultern der Riesen«. Die Riesen der Vorzeit, die Genealogie der Wissenschaft garantieren jedoch, dass die Zwerge weiter blicken. Von dieser legitimatorischen Funktion des genealogischen Diskurses handelt Hildegard KELLER (Zürich) in ihrem Beitrag »Ärzte, Astronomen und Astrologen – wissenschaftsgeschichtliche Genealogie als Einblattdruck.«

Umgekehrt beginnen sich um 1500 die Könige und Fürsten der Wissenschaftler für ihre oft kühnen genealogischen Konstrukte zu bedienen. Wegweisend waren dabei »die genealogischen ... Forschungen am Hof des Habsburgerkaisers Maximilian I.« Einen dieser Entwürfe, den Versuch Jakob Mennels in seiner »Fürstlichen Chronik«, Maximilians Vorfahren in das Königsgeschlecht der fränkischen Merowinger einzubinden, behandeln Beate KELLNER und Linda WEBERS (Dresden) in ihrem Beitrag »Genealogische Entwürfe am Hof Kaiser Maximilianus I.« Obwohl auch noch in dieser Zeit die Denkmuster des genealogischen Diskurses Gemeinschaften begründen und legitimieren können, entspringt doch aus der immer feiner und umsichtiger werdenden Diskussion der Gelehrten zugleich eine Quellenkritik des genealogischen Denkens.

Literatur

Haubrichs, Wolfgang: »Amalgierung und Identität – Langobardische Personennamen in Mythos und Herrschaft«, in: Walter Pohl/Peter Erhart (Hgg.): *Die Langobarden. Herrschaft und Identität*, Wien 2005, S. 67–99.

Klapisch-Zuber, Christiane: *Stammbäume. Eine illustrierte Geschichte der Ahnenkunde*, München 2004.

Le Jan, Régine: *Famille et pouvoir dans le monde franc (VII^e – X^e siècle). Essai d'anthropologie sociale*, Paris 1995.

Wolfram, Herwig: »Origo et religio. Ethnic traditions and literature in early medieval texts«, in: *Early Medieval Europe* 3 (1994), S. 19–38.

Bildtafel der Heiligen Sippe, Liebfrauenkirche Oberwesel (Foto: T.G. Tempel, Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz, Inschriften Kommission)